

Andrea Stift-Laube

Schiff
oder
Schornstein

Roman

Verlag Kremayr & Scheriau

Ceterum censeo progeniem hominum
esse deminuendam.
Bernhard Grzimek

www.kremayr-scheriau.at

ISBN 978-3-218-01154-9



Copyright © 2019 by Verlag Kremayr & Scheriau GmbH & Co. KG,
Wien

Alle Rechte vorbehalten

Schutzumschlaggestaltung: Christine Fischer

Unter Verwendung zweier Grafiken von shutterstock.com/

Alexander A. Sobolev (Katze) und Kate Vess (Blätter)

Felifell-Logo auf Seite 128: Magdalena Zlotkiewicz

Lektorat: Tanja Raich

Satz und typografische Gestaltung: Ekke Wolf, typic.at

Druck und Bindung: Christian Theiss GmbH, St. Stefan i. Lavanttal

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung
durch das Land Steiermark.



FRANZISKA



IIa

Alle Krankenhäuser sind gleich. Im selben Moment, in dem man in eines hineingeht, betritt man auch alle anderen. Türen öffnen und schließen sich automatisch, düstere Gänge erstrecken sich wenig verheißungsvoll. Zeit und Raum werden aufgehoben durch Geruch, Architektur und Personal. Spätestens vor dem Anmeldeschalter bin ich entweder im Krankenhaus, in dem mein Vater in den Achtzigern gearbeitet hat, oder im Spital, in dem Lisa vor Kurzem gestorben ist. Ich kann es mir aussuchen.

Die Interne ist die Königin der Medizin, hat mein Vater immer gesagt. Er war ein stolzer Mann, obwohl er keine besonderen Talente hatte. Deswegen ist er auch Arzt geworden. Hätte man ihm das Arztsein weggenommen, wäre nichts übrig geblieben. Als ich das erste Mal in das Spital musste, in dem er arbeitete, lebten wir noch in der Siedlung. Mutter, Vater, Franzi und ich. Meine Schwester und ich besuchten den Kindergarten gleich ums Eck, später dann die Volksschule. Die lag auch nicht weit entfernt. Sonst gab es noch eine Kirche, eine Konditorei, einen Friedhof. Nahversorger, Rathaus, Schuhgeschäft. Das war schon der ganze Ort. Am Nachmittag trafen wir Siedlungskinder uns im Hof, der

voll ungeahnter Möglichkeiten steckte, und tat er das gerade nicht, dann stürmten wir eine der elterlichen Wohnungen. In jeder Wohnung gab es eine Mutter, die so war wie unsere, eine, die mit Saft und selbst gebackenem Kuchen kam, eine, die sich nicht aufregte, wenn wir auf den Matratzen hüpfen, bis uns schlecht wurde, eine, die uns erst wieder nach draußen schickte, wenn der Ernährer der Familie nach Hause zurückzukehren drohte. Dann wurde es langsam ruhig in der Siedlung, alle Kinder wuselten in ihre eigenen Wohnungen zurück, alle Väter schalteten die Fernseher ein und die Mütter begannen, das Abendessen vorzubereiten. Unsere Wohnung unterschied sich also in nichts von den Wohnungen der anderen Kinder, und trotzdem war bei uns etwas anders. Bei uns schaute nämlich alle paar Monate einmal der Gerichtsvollzieher vorbei. Meistens unter der Woche, wenn der Vater noch in der Praxis war. Der Zusammenhang zwischen dem Gerichtsvollzieher und meiner Familie wurde mir nicht klagemacht, das Einzige, was mir gesagt wurde, war: Wenn der Gerichtsvollzieher kommt, dann verstecken wir uns. Wir tun so, als ob wir nicht zu Hause wären. Meine Mutter hatte dieses Verhalten mit meiner Schwester und mir trainiert. Wir waren wie Kinder einer Erdbebenzone, die nicht in Panik geraten, wenn das Beben anfängt. Kinder, die wissen, was zu tun ist und sich unter den Türrahmen stellen, bis alles vorbei ist. Der Gerichtsvollzieher war unser Erdbeben. Er war sehr oft da. Wir hin-

gegen waren nie da. Unsere Nachbarn hielten still oder halfen bei der Scharade mit. »Sind einkaufen gegangen. Ich habe sie eben noch im Hof gesehen. Vielleicht versuchen Sie es in der Praxis vom Herrn Doktor?« Aber der Gerichtsvollzieher versuchte es nie in der Praxis des Herrn Doktor. Er versuchte es immer nur bei uns daheim, bei meiner Mutter, ganz privat. Und weder meine kleine Schwester noch ich verstanden, wieso er so oft kam.



Wie so viele Kinder hatten auch wir eine magische Großmutter, die an einem beschaulichen Ort in einem verzauberten Häuschen wohnte. Weil ich schon ein bisschen größer war, durfte ich viel öfter bei ihr sein als meine Schwester. Ich musste ihr helfen, Kartoffelkäfer von den Pflanzen zu pflücken, um sie danach zu zertreten, und wenn sie Zeit hatte, las sie mir aus gesammelten Märchen vor oder erfand eigene. Großmutter erzählte mir die Legende von der Windsbraut oder die Geschichte vom Grauspauli. »Wenn du nicht folgst, dann kommt der Grauspauli!«, rief sie oft hinter mir her, wenn ich barfuß und dreckig in die Wohnküche stürmte. Von ihr, kriegs- und selbstversorgungserfahren, lernte ich auch, wie man einen Gemüsegarten anlegte, Käferbohnen an langen, selbst geschnittenen Stangen hochzog und Paradeiser unter alten Fenstergläsern vor dem Regen schützte. Den Paradeisern

setzt ja weniger der Regen selbst zu, sondern vielmehr das Wasser, das bei Regen von der Erde auf die Pflanze spritzt. Das Wasser ist voller Bakterien, die die Pflanzen angreifen und sie verfaulen lassen. Ich lernte den Unterschied zwischen Markerbsen und Zuckererbsen, die ich direkt von der Staude naschen durfte. Man konnte sie mit einem kleinen grünen Band wie mit einem Reißverschluss öffnen. Sie zu befühlen, zu öffnen und die glatten, kleinen Kügelchen eine nach der anderen in meinen Mund zu stecken, war das Entdecken und Öffnen einer Schatzkiste. Großmutter hegte außerdem einen Blumengarten, in dem immer irgendetwas blühte. Löwenmäulchen, Fleißiges Lieschen, Zierlauch. Und anders als andere ihrer Generation pflegte sie ein ganz und gar sentimentales Verhältnis zu ihren Tieren. Die Hühner lebten im Hühnerstall und im Sommer auf der Streuobstwiese. Der Hahn schlief im Walnussbaum. Es war immer ein großes Vergnügen, wenn es kleine Küken gab. Es waren dottergelbe Flauschkügelchen und ich war ganz verrückt nach ihnen. Großmutter liebte nicht nur die Küken, sondern auch die ausgewachsenen Hühner. Genauso wie die zwei Schweine und die drei Ziegen, die im Stall neben dem Haus lebten. Die Schweine bekamen jeden Tag *Kospel* von ihr, also Küchenabfälle, die beim Kochen und Essen überblieben. Manchmal durfte ich die vollen Kübel über den Zaun schütten: Grunzen und Schmatzen voller Begeisterung waren die Folge. Meine Großmutter brachte mir sogar bei, selbst wie ein Schwein

zu grunzen. Mund zu, Luft in die obere Hälfte der Wangen pressen, und dann in die untere Hälfte drücken. Dabei den Mund öffnen. Die Ziegen wiederum waren eine Klasse für sich. Sie stanken, besonders die Böcke. Die Pupillen ihrer Bernsteinaugen faszinierende Minuszeichen. Es waren sehr verspielte Tiere, immer hellwach und zufrieden, sie sprangen über Baumstämme und balancierten auf einer Holzleiter, die ihnen Großmutter ins Gehege gelegt hatte. Ich versuchte es ihnen gleichzutun, verstand nicht, wieso sie, zehenlos und mit plumpem Körper ausgestattet, so viel geschickter als ich waren. Manchmal rammte mich eine Ziege von hinten, wenn sie auf den Baumstamm wollte, auf dem ich herumturnte.

Der alles zusammenhaltende, alles bewachende Schäfer hieß Ajax. Er verhielt sich mir gegenüber, als wäre ich ein Huhn, leicht genervt von meinen unberechenbaren Aktivitäten, doch stets aufmerksam. Wenn ich ihn zu lange streichelte, knurrte er leise und verzog sich. Großmutter legte ihm manchmal die Leine um und gab mir ein Ende in die Hand, dann gingen wir spazieren, Ajax und ich. Ich war sehr stolz, dass sie mir den großen Hund anvertraute. In Wahrheit passte Ajax auf mich auf. Das einzige Tier, vor dem ich Respekt hatte, war der imposante Hahn. Er hatte mir einmal den Schnabel ins Knie gehackt, als ich gerade erst laufen gelernt hatte, meine Erinnerung daran war verschwommen. Wahrscheinlich war der Hahn schon längst ein anderer. Tiere bereiteten meiner Großmutter große Freude. Natürlich

verwertete sie Fleisch, Eier und Milch, aber sie tat es wertschätzend. Sie entschuldigte sich bei den Tieren, die sie zu schlachten vorhatte, und bedankte sich bei ihnen, wenn der Akt vollzogen war. Ich sehe sie vor mir, wie sie im Garten steht, eine Hacke in der einen Hand, ein Huhn in der anderen, und ein stilles Gebet in den Äther schickt. Vielleicht tat sie das, vielleicht auch nicht, ich war nie dabei, wenn eines der Tiere geschlachtet wurde. Sie behandelte sie jedenfalls so, als wären sie nur zufällig da, nicht ihr Eigentum. Wie sie die Hühner rief und lockte und welchen Spaß sie beim Einsammeln der manchmal noch warmen Eier hatte. Wie sie den Ziegen ihre Glöckchen streichelte. Wie sie den Schweinen im Herbst Kastanien und Eicheln ins Futter mischte, weil sie das besonders gerne mochten. Auf dem Hof meiner Großmutter herrschte eine fast romantische Harmonie zwischen allem, was hier lebte. Kartoffelkäfer und Schnecken einmal ausgenommen. Erst Jahre später hörte ich, wie meine Großmutter von ihren Nachbarn und den anderen Dorfbewohnern als verrückte Alte bezeichnet wurde. Der Schweinebauer nebenan, der mit dem Schweinestall ohne Fenster, der schimpfte besonders auf den Sauhaufen, und dass meine Großmutter schon längst in ein Heim gehöre. Das sei doch keine Ordnung da mitten im Ort, da sei doch alles Kraut und Rüben, und wie denn das ausschaue. So mache man das heute nicht mehr. Meine Großmutter hörte aber nicht auf das, was man ihr mehr oder weniger unverhohlen beim

Kaufmann steckte. Sie ließ die Hecken und Bäume rund um das Grundstück einfach noch ein bisschen höher wachsen und traf sich nur noch mit wenigen Freundinnen und uns, der Familie. Ich war Großmutterns Liebling und verbrachte lange Sommer und viele Wochenenden bei ihr. Meine Schwester kam selten mit, sie war noch zu klein oder wir beide zusammen vielleicht doch zu viel für die Großmutter. Ich war zufrieden, dieses Paradies ganz für mich zu haben. Bonus: Mein Vater war nie dabei. Stets brachte und holte mich meine Mutter. Ich fütterte die Hühner, wickelte dem Hahn aus, grunzte mit den Schweinen und wusch mir auch nach dem Kraulen der Ziegen nicht die Hände. Ich lief bis in den Herbst hinein barfuß, versteckte mich an meinen streng geheimen Plätzen, wälzte mich in der Wiese wie ein junger Hund und sah über mir Grashüpfer in den Himmel springen. Niemand sagte mir, wie gut ich es hatte.

Die Kartoffelkäfer und Schnecken waren Großmutterns Feinde. Auf Nacktschnecken stieg sie einfach drauf, mit den Schuhen. Voller Wut matschte sie sie förmlich zurück in den Boden, aus dem sie gekommen waren. »Früher hat's die nicht gegeben«, sagte sie oft, sie meinte die roten, länglichen Exemplare, die einfach überall zu sein schienen. Ein großer Ekel waren ihr die im Frühsommer zu findenden Gelege, aneinandergedrängte weißblinde Kügelchen, aus denen sich die Pest des laufenden Jahres entwickeln würde. Wenn sie nicht auf sie trat,

bestreute sie sie mit Salz. Weinbergschnecken hingegen sammelte sie ein und forderte mich auf, es ihr gleichzutun. Meine Mutter erzählte mir, dass man nach dem Krieg Geld für sie bekommen hatte, ein paar Schilling für ein Kilo, inzwischen aber stunden Weinbergschnecken unter Naturschutz. Ich verstand nicht, wieso man diese Tiere überhaupt sammeln musste, ich hielt sie für freundliche Tiere. Jede Schnecke sah anders aus und da sie so langsam waren, konnte ich sie in aller Ruhe beobachten. Ich fand schnell heraus, dass sie auf leichtes Streicheln reagierten, wenn sie sich in ihr Haus zurückgezogen hatten. Wenn sich dann wieder eine aus ihrem Haus wagte und sich zu voller Länge ausgebreitet hatte, setzte ich sie auf meinen Unterarm und wartete, bis sie auch noch ihre Fühler ausgestreckt hatte. Weinbergschnecken zu studieren wurde mir nie langweilig. Aber weil Großmutter mich aufgefordert hatte, sammelte ich diese gut in der Hand liegenden Weichtiere halt einmal in einer Schüssel und brachte sie in die Küche. Großmutter stellte mich auf einen Hocker neben dem Herd und forderte mich auf, zuzuschauen, was sie mit den Schnecken machte. Dann leerte sie die Schüssel mit den Schnecken in kochendes Wasser. Einige vorwitzige, die sich schon wieder bis an den Schüsselrand gewagt hatten, wischte sie mit einer zügigen Handbewegung nach. »Jetzt sind sie schon tot«, kommentierte sie lapidar, offenbar wollte sie damit die Schnelligkeit dieses Vorgangs unterstreichen. Ich fand das spannend,

hauptsächlich deshalb, weil ich nicht verstand, was mit den Häusern der Schnecken passieren sollte. Großmutter kochte die Schnecken einige Minuten und goss sie dann durch ein Sieb. Dann zog sie die leblosen Schneckenkörper mit einer Bratengabel vorsichtig aus den Häusern. »Die brauch ich später noch«, sagte sie und lächelte. Ich war immer noch fasziniert. Großmutter begann an den Schneckenklumpen herumzuschneppeln. »Schau«, sagte sie, und ich schaute, aber ich erkannte nicht viel. »Das ist der Darm. Da ist der Dreck drin. Das muss ich weg-schneiden.« Großmutter schien geübt, im Handumdrehen waren die Schnecken gereinigt und sie legte sie wieder in die Schüssel zurück. »Jetzt muss ich sie entschleimen.« Sie bestreute die Schnecken mit Salz. »Jetzt schäumen sie erst einmal.« Die toten Schnecken schäumten wie befohlen, Großmutter spülte sie im Sieb ab und bestreute sie anschließend noch einmal mit Salz. So ging das einige Male. »Erst wenn das Wasser klar ist, sind sie ordentlich entschleimt,« sagte Großmutter. »Und dann werden sie wieder gekocht.« Die übrig gebliebenen Teile der Schnecken waren die, die ich vor Kurzem noch auf meinem Arm gehabt hatte. Kopflöse, verschrumpelte Fußteile. Während sie weiterkochten, reinigte Großmutter mit einer kleinen Bürste die Häuser.

»Eine Delikatesse!« Großmutter war sichtlich hingerissen. Sie schickte mich in den Garten, um frische Petersilie und Majoran zu holen, für die Kräuterbutter, wie sie mir erklärte. Die nach Stun-

den endlich weich gekochten Schneckenfüße stopfte Großmutter in ihre Häuser zurück und verschloss diese mit Kräuterbutter. Dann wurde das alles auch noch überbacken. Nach scheinbar endlosen Stunden der Zubereitung saßen wir schließlich bei Tisch. Vor uns die Delikatesse. Ich war sehr hungrig und beeindruckt von der dunkel schimmern- den Schneckenpfanne mit ihren Mulden, so etwas hatte ich noch nie zuvor gesehen. Großmutter hatte sie aus der Vorratskammer geholt, irgendwo zwischen selbst gekochter Marmelade und eingemachtem Kompott hervorgekramt. Selten erlebte ich meine Großmutter so euphorisch. Trotzdem schmeckten mir die Weinbergschnecken überhaupt nicht, das wurde mir mit dem ersten Bissen klar. Sie schmeckten nach bitterem Fett und fühlten sich knorpelig zwischen meinen Zähnen an. Ich wollte sie nicht im Mund haben und spuckte die, die ich auf meiner Zunge hatte, sofort wieder auf den Teller. Eine absolute Gotteslästerung im Haus meiner Großmutter, gegessen wird, was auf den Tisch kommt, die Kinder in Afrika, und so weiter. Bevor sie mich erwischen konnte, schlüpfte ich unter dem Tisch durch und lief nach draußen, über die gesenste Grünfläche in den Wald. Ich verbarg mich in einer meiner Höhlen, unter den Sträuchern und Büschen hatte ich Rückzugsorte, dort waren Bücher und Spielzeug versteckt. Die Spielsachen hielten sich gut. Nur die Bücher waren durch die Feuchtigkeit gewellt, obwohl ich sie in Plastiksäcke ge-

wickelt hatte. Diese Höhlen kannte nur ich, davon war ich überzeugt. Beschützt von herabhängenden Zweigen und dicht an dicht wachsenden Blättern sah ich niemanden und war somit unsichtbar für die Außenwelt. Mein Lieblingsplatz befand sich unter einem riesigen Holunderstrauch, unweit des Waldweges. Der Boden unterm Strauchwerk war glatt getreten, fein und erdig, ich konnte von hier aus das Großmutterhaus sehen, fühlte mich weit genug entfernt davon und trotzdem geborgen. Dort versteckte ich mich. Nie wieder würde ich Schnecken essen, versprach ich dem Holunderbusch quasi als Vertreter einer gekränkten Natur, bei der ich mich entschuldigen musste. Stattdessen würde ich Schnecken ab sofort unterstützen, wo es nur ging. Als meine Mutter am Abend kam, um mich abzuholen, erzählte ich ihr von meinem Plan. Die Großmutter war mir schon wieder gut, sie konnte nie lange böse auf mich sein, und meine Mutter rang mir das Versprechen ab, nie wieder Essen zurück auf den Teller zu spucken, vor allem nicht im Beisein von Großmutter.



An einem Sommertag brachte mir ein Junge aus der Siedlung bei, wie man mit der Lupe Ameisen verbrennt. Wir hielten den durch das Vergrößerungsglas gebündelten Sonnenstrahl auf die Ameisen, bis sie verbrutzelten. Das ging ganz schnell. Dann

verbrannten wir trockenes Laub. Das roch besser, aber es war nicht so aufregend, wie aus einem Lebewesen ein totes Wesen zu machen. Die Ameise zuckte, schrumpfte, verkohlte. Wir versuchten das auch bei einem Marienkäfer, aber der Marienkäfer war langweilig. Er blieb einfach stehen, bewegte sich nicht mehr, wir konnten nicht erkennen, ab wann er tot war. Dann zeigte mir der Junge, wie man Fliegen fängt. Um eine Fliege zu fangen, muss man ein Glas sehr langsam drüberstülpen, dann sieht sie die Gefahr nicht kommen, erklärte mir der Junge. Meine erste selbst gefangene Fliege zu verkohlen dauerte länger, weil sie größer war als eine Ameise. Ich musste mehrmals mit dem Lupenstrahl auf sie zielen, bis sie geschwächt war und sich nicht mehr bewegen konnte. Auch sie schrumpelte zuerst zusammen, mit einem holprigen Zucken legte sie sich auf den Rücken, die Beine rauchten ein wenig, dann die ganze Fliege. Ich ließ mich vom Nachbarsjungen noch öfters hinreißen. Nach Regenfällen sammelte er Regenwürmer ein und zerschnitt sie vor meinen Augen, um herauszufinden, ob beide Teile des Wurmes weiterleben würden. Ich machte mit.

Eines Tages forderte er mich auf, ihn hinter die Garagen zu begleiten. Die Garagen lagen auf der anderen Straßenseite der Wohnhäuser. Jeder Wohnung war ein Autoabstellplatz zugeteilt. Ein Trampelpfad, angelegt von uns Kindern bei Versteck- und Indianerspielen, führte rund um das flache, rechteckige Gebäude. Dahinter lag eine selten gemähte Wiese,

auf der einmal ein Tennisplatz entstehen würde, aber das wussten wir damals noch nicht. Er führte mich an den Rand der Wiese. Ich erkannte nicht gleich, was es war. Ich erkannte nur, dass es noch lebte. »Schau her.« Er zog eine kleine Schachtel aus der Hosentasche und nahm eine Zigarette daraus. Den Frosch hatte er mit einer scharfen Plastikleine an der Dachrinne festgebunden. Die Stelle am Froschbein war wundgescheuert, der Frosch hatte versucht, sich zu befreien. Der Junge zündete die Zigarette an, was er anscheinend schon öfters getan hatte, und steckte die rauchende Zigarette ins Maul des Frosches. Der wurde sofort runder. Seine Augen traten hervor. Er wurde immer größer, seine Haut begann sich zu spannen, der Frosch zuckte und versuchte sich zu wehren. Ich trat einen Schritt zurück. Wie ein Ballon lag nun der Frosch vor uns, die Beine von sich gestreckt wie Stacheln, die Zigarette rauchte, alles rauchte, der Junge lachte und rief wie ein Verrückter »Schau jetzt, schau jetzt« und ich wandte mich um und wollte davonlaufen, denn nun ahnte ich, was passieren würde. Aber der Junge hielt mich fest und während ich versuchte, mich loszumachen, explodierte der Frosch. Explodierte und ich spürte Nasses und Schleimiges auf meinem Oberarm und auf meinem T-Shirt und konnte mich endlich losmachen, rannte heim zu meiner Mutter, der ich die Ohren vollheulte. Als sie verstanden hatte, was passiert war, sagte sie nicht viel. Sie zog mich aus, reinigte mich, zog mir ein frisches Kleid über. Nach dem Abend-

essen erzählte sie meinem Vater, was geschehen war, aber der lachte nur und meinte, das seien Kinderstreiche. Er selbst habe das als Bub genauso mitgemacht. Als meine Mutter darauf bestand, dass er zu den Nachbarn gehen müsse, um mit den Eltern des Jungen ein ernstes Wort zu wechseln, wurde er wütend. Das sei ja nun wohl wirklich nicht seine Sache. Er könne sich nicht um alles kümmern, vor allem nicht um die Kinderbetreuung. »Aber das ist doch Tierquälerei!«, rief meine Mutter. Franzi und ich starrten auf unsere Teller. Vater schob seinen Sessel nach hinten und verließ den Tisch. Nichts passierte, aber ich ging dem Jungen ab sofort aus dem Weg, wie meine Mutter es mir befohlen hatte. Das Bild des explodierenden Frosches verschloss ich fest in mir.

Bald darauf erfüllte sich der größte Wunsch meines Vaters. Er bekam endlich eine gesicherte, unkündbare Stelle im Landesdienst. Sofort nahm er einen Kredit auf, seiner Frau das wenige Ersparte weg, und kaufte eine neunzig Jahre alte Villa im Niemandsland zwischen unserem Ort und der damals noch sanft befahrenen Bundesstraße, die in die nächste Ortschaft führte. Die Villa stand schon seit mehr als zehn Jahren leer und gammelte vor sich hin. Meinem Vater war sie schon lange im Hinterkopf herumgestiegen, immer hatte er davon gesprochen, endlich aus der Siedlung wegzuziehen, in ein repräsentatives Anwesen, und das repräsentative Anwesen war leistbar, dafür sorgte schon seine

fortgeschrittene Vermoderung. Franzi und ich verließen die Siedlung am letzten Schultag im Juli, wurden zu Großmutter gebracht, verbrachten den Sommer dort und bezogen zum Ende der Ferien unsere neuen Zimmer in der alten Villa.

Die Eltern hatten alle Räume bereits eingerichtet, mit Möbeln vom Flohmarkt, die sich nicht unbedingt mit den Stuckdecken, Flügeltüren und Fensterbänken aus Marmor vertrugen. Ein paar wertvollere Möbelstücke, wie eine alte Pendeluhr, die von den Großeltern väterlicherseits stammte, hatten sie mitgenommen. Das ganze Projekt Villa überforderte meinen Vater nach kürzester Zeit, dauernd fand er etwas, das zu reparieren war, und es ging auch ständig etwas kaputt. Alles kostete viel mehr, als er sich ausgerechnet hatte. Doch mein Vater riss alles Finanzielle an sich und sprach nicht darüber. Wir merkten nur an den Besuchen des Gerichtsvollziehers, der sich vom *repräsentativen Anwesen* leider nicht abhalten ließ und vor dem wir uns weiterhin regelmäßig versteckten, dass sich nichts geändert hatte. Mein Vater war der respektable Arzt, auf den der Ort stolz sein zu hatte, vor dem man den Hut ziehen sollte. Wenn man ihn auf der Straße traf, wollte er mit Herr Doktor angesprochen werden. Aber Franzi und ich wurden in billigen, abgetragenen Kleidern zur Schule geschickt. Meine Freundinnen aus der Siedlung besuchten mich nicht mehr zu Hause, weil sie glaubten, dass ich mich für etwas Besseres hielt, schließlich wohnten wir jetzt

in einer Villa. Sie brachten mich dazu, mich für etwas Besseres zu halten. Außerdem ging ich jetzt ins Gymnasium, meine Eltern hatten das für mich entschieden.

Doch die Villa hatte auch ihre guten Seiten. Meine Mutter setzte durch, dass Franzi und ich endlich die von uns so lange ersehnten Tiere halten durften. Meine Schwester bekam einen kleinen Hund, meine Mutter fünf Hühner und ich eine Katze. Mein Vater sah in Hund, Katze und Geflügel nur Dreck und Aufruhr, aber konnte nicht zurück. Keiner von uns hätte die Tiere wieder weggegeben. Und gegen die Frühstückseier hatte letztendlich nicht einmal er etwas einzuwenden.

Wenige Wochen, nachdem ich meinen Katzenwunsch geäußert hatte, brachte mein Vater ein elendig miauendes Dreimonatskätzchen mit nach Hause. Ein Landwirt, den er erfolgreich behandelt hatte, hatte es ihm als Dankeschön geschenkt. Ich taufte das bunt gescheckte Kätzchen Lucky und betrachtete es vom ersten Tag an als vollwertiges Familienmitglied. Ich spielte mit Lucky, ich fütterte Lucky, ich richtete Lucky einen Schlafplatz ein. Ein halbes Jahr später war das vollwertige Familienmitglied ausgewachsen, legte uns getötete, zerrissene Singvögel und Mäuse vor die Tür und einmal sogar ein ausgeweidetes Eichhörnchen. Ich hasste Lucky dafür, dass sie nicht einfach nur ein domestiziertes Haustier sein konnte, sondern mir mit jedem dieser getöteten Tiere zeigte, dass sie hier eigentlich nichts verloren

hatte. Ungeachtet der vielen Leichen auf ihrem Weg liebte ich sie gleichzeitig heiß.

Luckys Bewegungen waren nicht gerade typisch für eine Katze. Andere Katzen flossen formvollendet vom Tisch, sie sprang unwillig, fast als hätte sie einen unsichtbaren Stoß erhalten. Ihr Fell war in hellem Rostrot gefleckt, mit weißen und grauen Tupfern. Ihre Augen waren sandfarbene Landkarten mit grünen Einsprengseln. Wenn sie mich ansah, fühlte ich mich immer irgendwie ertappt. Den Schlafplatz, den ich ihr eingerichtet hatte, ignorierte sie und schlief bei mir im Bett, manchmal sogar unter der Decke zwischen meinen Füßen.

Der Hund meiner Schwester war nicht viel größer als Lucky, die beiden ignorierten einander höflich. In der Villa hatten meine Schwester und ich endlich eigene Zimmer. Sie lagen nebeneinander. In eine Wand meines Zimmers war ein Holzkästchen eingelassen, vielleicht waren hier einmal Medikamente gelagert worden oder man hatte eine alte hölzerne Madonna darin aufbewahrt. Als wir die Villa bezogen, war das Kästchen leer, aber es hatte einen Schlüssel und den Schlüssel versteckte ich gut. Die Wand zum Zimmer meiner Schwester war an einer Stelle etwas dünner. Wenn ich dreimal kurz an die hintere Wand klopfte, wusste Franzi, dass sie rüberkommen sollte. Mein Vater war dann für gewöhnlich im Nachtdienst, meine Mutter hatte sich mit ihren Schlaftabletten zurückgezogen. Franzi kam zu mir ins Zimmer und ich ließ sie bestaunen, was

ich im Kästchen gesammelt hatte. Gummibärchen. Schokoriegel. Bonbonnieren. Süßen Likör. Marzipanschweinchen. Dinge, die mein Vater säckeweise mit nach Hause brachte. In der Speisekammer gab es Regale voll von diesen ungeliebten Patientengeschenken, und wenn es besonders viel von einer Sorte gab, schaffte ich heimlich etwas auf die Seite. Ein idiotensicheres System. Franzi bewunderte ihre mutige, große Schwester: mich.

Ich stellte meine Nachttischlampe auf den Boden, legte einen Polsterbezug darüber, um den Lichtschein abzdämpfen und wir setzten uns dazu. Alles sehr leise, denn das Zimmer unserer Mutter lag direkt unter uns. Das Gemäuer war dick, aber der Parkettboden knarrte. Sie kam nie, um nach uns zu sehen. Wir durchblättern unsere alten Rätselhefte. Wir lasen uns gegenseitig Ratschläge aus Mädchenheften vor. Wir flüsterten und lachten. Unsere Großmutter behauptete, dass unsere Stimmen einander sehr ähnelten. Wir lachten auch fast gleich. Wir überlegten uns, wie wir endlich an die Urzeitkrebse aus dem YPS kommen würden, die hatten es uns angetan: Man brauchte nur das Pulver ins Wasser rühren und erhielt lebende, atmende Tierchen. Männchen, Weibchen und Babies. Und die spielten sogar miteinander. Immer wieder studierten wir die vielversprechende Reklame und stellten uns kleine Unterwasseräffchen vor, denen wir Namen geben und Kunststücke beibringen würden. Lucky und der Hund schliefen inzwischen auf meinem Bett. Um

uns herum die Schätze, an denen wir uns genussvoll überaßen. Wir fühlten uns prächig, wir fühlten uns, als könne uns nichts etwas anhaben. Aber alle diese Abende endeten gleich: Ich wurde müde. Aus irgendeinem Grund wurde Franzi nie müde. Und sie hasste es, wenn ich schlafen gehen wollte. Ich merkte es an ihrer zunehmend aufgekratzten Stimmung. Sie kuschelte sich an mich. Wollte mich unbedingt aufmerksam halten. »Ich erzähl dir jetzt ein Geheimnis«, versuchte sie mich zu ködern. Ich spielte mit und versuchte, mein Gähnen so lange wie möglich zu unterdrücken. »Bist schon wieder müde?« Ich log dann immer, aber länger als eine halbe Stunde konnte ich das Unvermeidliche selten hinauszögern. »Spielverderberin«, hieß mich Franzi dann. Sie war ernsthaft und zutiefst beleidigt, dass ich sie einer langen Nacht überließ. Wahrscheinlich schlief sie immer erst nach Mitternacht ein. Aber ich konnte doch nichts dafür, wenn ich schläfrig wurde. Die beleidigte Franzi verzog sich also mit Charly, dem kleinen Pekinesen, in ihr Zimmer. Vielleicht schlief sie ja überhaupt nicht. Am Morgen jedenfalls war wieder alles eitel Wonne zwischen uns und Franzi das blühende Leben. Wir freuten uns auf die nächste Nacht voller Süßigkeiten und Geheimnisse. Sie waren einfach zu schön und aufregend.

Mein Vater freundete sich nie mit unseren Tieren an. Er stand ihnen gleichgültig gegenüber. Bis zu dem Tag jedenfalls, an dem er zu erkennen glaubte, dass Lucky trächtig sei. Mutter fiel aus allen Wolken.

Vater tobte. Dass er nicht daran dächte, noch ein weiteres Lebewesen in diesem Haus durchzufüttern. Dass er jetzt genug habe. Dass wir ihm alle auf der Nase herumtanzen würden, keine Ahnung hätten, wie hart unser und unser Viecher Brot erarbeitet sei. Ich weinte kurz, weil ich dachte, dass mir oder Lucky das helfen könnte, aber ich kannte ihn doch, das war mein Vater. Meine Mutter versuchte zu vermitteln, meine Schwester hatte sich samt Hund schon im hintersten Winkel des Gartens versteckt. Die Adern auf der Stirn meines Vaters schwellen immer mehr an. Ich konnte nicht glauben, dass er recht hatte, das hätte ich doch bemerken müssen. Mein Vater brüllte etwas von einer Lösung, die her müsse. Ich begann nach der verschreckten Katze zu suchen. Türenknallen, Rückzug ins Herrenzimmer, eine ihm nacheilende Mutter, großer Abgang. Bis heute weiß ich nicht, an welche Lösung mein Vater gedacht hat. Ob ich Lucky aus dem Dachgeschoss hätte schmeißen sollen, ob ich ihn bitten hätte sollen, an der Katze eine Abtreibung vorzunehmen, falls so etwas bei Katzen überhaupt möglich ist. Ich musste Lucky auf jeden Fall davor bewahren, meinem Vater in einen Fußtritt zu laufen. Ich benötigte fast zwei Stunden, bis ich Lucky endlich gefunden hatte, und überredete meine Mutter, mich mit der Katze zur Großmutter zu fahren. Es war schon spät. Sie willigte trotzdem ein, vermutlich, weil auch ihr nichts Besseres einfiel. Ich packte die wichtigsten Schulsachen in meinen Rucksack und wickelte

Lucky in eine Decke. Sie ließ sich das nicht so einfach gefallen. Die Kratzer auf meinen Armen waren tagelang zu sehen. Großmutter sagte nicht viel, verdrehte nur kurz die Augen. Großmutter hielt zu mir, da war ich mir sicher. Auch ich konnte mir einen besseren Ehemann für Mutter vorstellen, oder sogar einen besseren Vater für mich.

»Die Katze muss drinnen bleiben, zumindest die ersten Tage, bis sie sich gewöhnt. Sie ist ja ganz verschreckt«, meinte meine Großmutter. Niemand von uns ahnte, dass ich ihr Haus und den Hof erst sechs Jahre später wieder verlassen würde. Der Plan war, dass wir jetzt erst einmal bei ihr bleiben würden. Nach der Geburt von Luckys Jungen würden wir weitersehen. Es war eine Mischung aus Abenteuer und großen Ferien, nur mit täglichem Schulbesuch. Erst als meine Großmutter mich einige Tage später beim Mittagessen beiläufig fragte, was mit den jungen Kätzchen passieren sollte, wurde mir das Problem so richtig bewusst.

»Was tun wir mit den Katzerln?« Sie schaufelte mir noch eine Portion auf den Teller. Es ging gar nicht nur darum, Lucky vor meinem Vater zu schützen, bis alles vorbei war. Ich musste mich ja auch um die Nachkommenschaft kümmern. Die Fischstäbchen auf meinem Teller wurden kalt und rochen nach Fett. Meine Großmutter mochte keine Fischstäbchen, sie war eine einfache Frau und probierte selten Neues, sie liebte kohlehydratreiches, selbst gekochtes Essen und hielt nichts von den neuen

Fertigprodukten. Die Fischstäbchen hatte sie nur für mich gemacht. Die Jungen, die Nachkommen Luckys und eines unbekanntes Vaterkaters, waren genauso bedroht wie ihre Mutter. Großmutter nickte bloß verhalten. Sie hatte wohl gehaut, dass ich mir über die Zukunft der Viecherl noch keine Gedanken gemacht hatte. »Viecherl« nannte sie sie im liebevollen Ernst. Großmutter nickte, kaute, schluckte. »Wir werden schon sehen«, sagte sie schließlich. Dass es eine große Sache war, nicht mehr zu Hause zu wohnen, merkte ich eigentlich nur an der Reaktion meiner Lehrer. Ich wurde sogar zur Direktorin bestellt. Ob es mir wohl gut gehen würde. Ob meine Eltern sich trennen würden. Schließlich erzählte ich allen, die es interessierte, dass ich freiwillig bei meiner Großmutter lebte, um ihr zur Hand zu gehen. Die Geschichte mit Lucky hätte mir ohnehin keiner geglaubt.

Lucky trug schwer und schwerer. Die Schwellung unter dem Bogen ihrer Wirbelsäule wurde unförmig und beulte sich aus, die Ungeborenen schaukelten wie in einem Sack hin und her. Trotzdem sprang und kletterte sie, und legte täglich, wie sie es zu Hause getan hatte, tote Kleintiere auf der Schwelle zum Großmutterhaus ab. Sie hatte sich sehr schnell eingewöhnt. Meine Mutter brachte mir immer öfter Wäsche und Schulsachen vorbei, bis es irgendwann nichts mehr vorbeizubringen gab. Alles war bereits da. Ob ich von hier oder von zu Hause in die Schule fuhr, machte keinen Unterschied. Nur Franzi rief

mich jeden Tag an, um zu fragen, wann ich wieder nach Hause kommen würde. Ich vertröstete sie jedes Mal.

An einem Abend begann Lucky unruhig zu werden. Sie strich durchs Haus, rieb ihren Körper die Wände entlang, befand sich ganz offensichtlich auf der Suche nach einer guten Stelle, um zu werfen. Sie gab ganz klägliche Laute von sich. Ich wusste nicht, ob ich Lucky eine Art Nest bauen sollte, denn ich hatte schon von den verrücktesten Orten gehört, an denen Katzenmütter ihre Jungen auf die Welt gebracht hatten. Immer ging es ihnen darum, Schutz und Ruhe zu haben. Dafür suchten sie sich Schubladen und Kästen, Körbe oder auch offen stehende Waschmaschinen. Großmutter sprach beruhigend auf die Katze und auch auf mich ein. Schließlich sprang Lucky in mein Bett. Großmutter war bereits an ihrem Wäscheschrank und kramte dort nach alten Lein- und Handtüchern, die wir der nun gleichzeitig schreienden und heftig schnurrenden Katze vorsichtig unterhoben. Ein außerirdisch anmutender, in schleimige Haut gehüllter Ball voller Leben und Verzweiflung schob sich oder wurde geschoben: aus Lucky heraus auf mein Bett. Sofort begann die Katze sich an das Zerreißen der Haut zu machen. Großmutter war nicht mehr da. Sie hatte noch einmal Holz nachgelegt, damit wir es warm hatten, und dann das Zimmer leise verlassen.

Das Bündel Leben neben Lucky war schwarz befeilt und nass. Dann war auch schon das zweite da,

das hatte es leichter, die schützende Haut war bereits zerrissen, aber mit Schrecken sah ich, dass das erste Kätzchen immer noch in seiner Blase gefangen war. Lucky putzte an beiden herum, genauso überfordert wie ich. Ich hatte Angst, einzugreifen, aber noch mehr Angst hatte ich, dass der Schleimball vor meinen Augen verendete. Ich rutschte vom Bett und griff in die Holzkiste neben dem Ofen, bis ich zwei Späne gefunden hatte, die mir passend schienen. Nicht zu spitz, nicht zu fasrig, nicht zu groß. Auch Lucky hatte mittlerweile gemerkt, dass etwas nicht stimmte, sie schleckte heftig an der Hautblase, konnte das Junge darin aber nicht befreien. Es bewegte sich nur noch ein bisschen. Ich redete beruhigend auf Lucky ein, es blieb keine Zeit mehr, »darf ich«, sagte ich, und, »alles wird gut, schau, ich helf dir«, ich redete wie eine Irre vor mich hin. Lucky ließ mich gewähren. Sie schnurrte heftig, ihre Pupillen riesige schwarze Abgründe. Vorsichtig zog ich die Haut mit den zwei Holzstücken auseinander, ich wollte das Junge nicht verletzen, aber musste doch ein wenig andrücken, endlich riss die Blase. Es atmete noch. Ich schob es schnell zu Lucky hin, die sofort daran herumzuputzen begann. Ich vergaß auf Großmutter und war bereit, sofort wieder einzugreifen, doch für die weiteren zwei Kätzchen benötigte Lucky meine Hilfe nicht mehr. Als der Morgen dämmerte, hatte Lucky die Nachgeburt aufgefressen, alle Jungen fein säuberlich an ihre Zitzen geschlichtet und wir schliefen alle miteinander erschöpft, aber zufrieden ein. Ich

taufte das erste Junge, das so lange gebraucht hatte, ins Leben zu kommen, auf den Namen Cosmo und beschloss, ab sofort vegetarisch zu leben.

Das hatte meine Großmutter nun von ihrer Gastfreundschaft. Wenn man einmal erlebt hat, wie einem vier kleine Leben auf die Bettdecke geworfen werden, dann kann man einfach kein Fleisch mehr essen, erklärte ich ihr. Weil Großmutter nicht gerade viele Mittagsgerichte ohne Fleisch beherrschte, gab es nun oft süße Küche. Kaiserschmarrn, Apfeltommerl, Salzburger Nockerl. Mir zuliebe aß sie sogar auch etwas weniger Fleisch, doch ihren nachmittäglichen Imbiss, ein Extrawurstsemmerl aus dem kleinen Kaufhaus im Ort ließ sie sich nicht nehmen. Ich war so froh, dass Lucky und ich bei ihr Zuflucht gefunden hatten. Sie fragte nicht, was mit den Kätzchen passieren sollte. Da sah ich über die Extrawurst gerne hinweg. Die vier Kätzchen waren vier Kätzchen zu viel, das wusste ich selbst. Sie wuchsen schnell, balgten sich, entwickelten Charakterzüge. Sie kamen und gingen, wie und wann sie wollten, und würden bald geschlechtsreif sein. Ich hatte kein Geld für einen Tierarzt. Woher auch, ich ging ja noch zur Schule. Als ich meine Mutter fragte, zeigte sie mir entnervt den Vogel und ließ vorsichtshalber den nächsten Besuch ausfallen. Was denn noch alles, schien ihr Blick zu sagen, und: wie lange soll das denn noch weitergehen. Meine Großmutter konnte ich nicht um Geld fragen. Sie bezog eine geringe Witwenpension. Nicht einmal das Haus, in

dem sie wohnte, gehörte ihr. Es war im Besitz der Fabrik, in der ihr Mann gearbeitet hatte und würde nach ihrem Tod an diese zurückgehen.

In der Küchenkredenz gab es eine Zuckerdose, in der sie große und kleine Münzen, einen Schilling, fünf Schilling, zehn Schilling sammelte. Hier durfte ich mich bedienen, wenn ich etwas brauchte. Darüber hinaus erhielt ich von den Eltern einen monatlichen Betrag für Schulsachen, Kleidung und was sonst so anfiel. Katzenkastrationen fielen definitiv nicht unter Extrakosten. Noch waren die Katzen spielfreudige junge Kätzchen. Eines schwatzte meine Großmutter der Frau ihres Holzlieferanten auf, einer älteren, aber fidelen Bewohnerin des Nachbarorts. Eines nahm die Pfarrersköchin zu sich. Blieben noch zwei. Und die blieben. Wir wohnten jetzt zu fünft in Großmutter's Haus und es wurde uns allen schön langsam bewusst, dass ich so schnell wohl nicht nach Hause zurückkehren würde. Es kam einfach nicht in Frage. Ich würde Lucky nicht im Stich lassen, ihre Nachgeborenen nicht und schon gar nicht Großmutter, die Heldin der ganzen Geschichte.

Franzi fehlte mir, natürlich. Sie kam manchmal mit Mutter zu Besuch. Und weil ich ihr in unseren Telefonaten nie beantworten konnte, wann ich denn nun endlich nach Hause zurückkehren wollte, hörte sie letztendlich auf, danach zu fragen. Aber sie war traurig. Stattdessen redeten wir über Charly, der daheim bleiben musste, weil er die jungen Katzen als

Spielzeug betrachtete. Oder sie erzählte mir von den neuesten Eskapaden unseres Vaters. Anscheinend hatte ihn unsere Mutter nur mit großer Anstrengung davon abhalten können, einen Swimmingpool im Garten in Auftrag zu geben. Swimmingpools waren der heißeste Scheiß, was Statussymbole anging, das lockte ihn wohl. Dass dafür kein Geld vorhanden war, störte ihn wie üblich nicht. Wir lachten und redeten und versuchten den Gedanken an den nahenden Abschied zu verdrängen. Irgendwann rief dann meine Mutter und wenn die beiden wieder ins Auto stiegen, meine Mutter den Rückwärtsgang einlegte und in die Hauptstraße einbog, blieb ich immer noch am Hauseck stehen und winkte. Unter der Woche schrieb ich meiner Schwester Briefe, bunte, knallige Umschläge, geschmückt mit aufgemalten Herzchen, Hunderln und Katzerln. Dafür bekam ich Aufkleber, getrocknete Blüten, Plastik-Krimskrams aus dem Kaugummiautomaten. So versicherten wir uns per Briefpost, dass keine auf die andere vergessen hatte.

Als ich eines Nachmittags von der Schule nach Hause, in mein Großmutterdaheim kam, begrüßte mich keine Katze. Normalerweise kam mir immer eine von den dreien entgegen, es konnte ja sein, dass mit mir wundersamerweise etwas zum Essen das Haus betrat. Jetzt rührte sich nichts. Unruhe stieg meine Speiseröhre hoch. »Oma«, rief ich, und dann die Katzen, »miez-miez-miez« und »mutz-mutz-mutz«. Ich ging durch das Vorhaus, ohne

meine Schuhe auszuziehen und öffnete schwungvoll die Tür. Da saß Großmutter. Am Boden. Ihre bestrumpften Füße schauten unter der hellblauen Kittelschürze hervor. Die Filzpatschen, ohne die sie nie durch das Haus ging, hatte sie abgestreift. Vor dem Herd stand der Holzkorb, der statt mit Holz mit drei schlafenden Katzentieren gefüllt war. Großmutter lächelte und legte den Finger auf die Lippen. Ich tapste also so gut es ging, ich trug noch immer meine Straßenschuhe, näher. Großmutter sagte leise: »Wir waren heut beim Tierarzt.« Und ich erkannte, dass die drei nicht schliefen, vielmehr völlig weggetreten waren, sie befanden sich noch unter den Nachwirkungen der Narkose. »Wie«, mundformte ich leise, aber doch laut genug und die alte Frau lächelte einfach und sagte: »Nicht verzagen, Oma fragen.«

Konstantin

Weiß nicht, wer mir diese Geschichte erzählt hat. Dass man in Japan lebendigen Fisch isst. Der wird zuvor gehäutet. Und bei gehäutetem Leibe gewürzt. Ist eine Delikatesse, so ein Fisch. Kann ja nicht schreien, das ist vielleicht hilfreich beim Essen. Da hab ich dann gewusst, dass es mir reicht. Dass ich was ändern will. Hab Ausschau gehalten nach Leuten, die auch die Nase voll hatten. Bin schließlich am Hof gelandet. Ein kleiner Fisch hat mich zum Umweltschützer gemacht. Klingt komisch, ich weiß.